

Himmlische Fußstapfen

© 2013 by Suzanne Latour. Alle Rechte vorbehalten

Ich nehme an, jeder (erwachsene) Mensch kann sich an irgendein Geschehnis, irgendeine Situation in seinem Leben erinnern, die er am liebsten im Nachhinein noch berichtigen würde, wenn er die Möglichkeit dazu hätte. Berichten heißt hier berichten, also nicht etwa wiedergutmachen, sondern: den Fehler vermeiden und an seiner Stelle das Richtige und Schickliche tun – mit dem unvermeidlichen Zusatz, daß es dann, ohne etwas, woran sich das Denken reiben und stoßen kann, aus dem Gedächtnis vermutlich spurlos verschwunden wäre. Wer behaupten kann: Ich habe immer alles richtig und korrekt gemacht, erntet höfliches Schulterzucken und heimliches Gähnen, die Bemerkung: Ich habe diesen und jenen Fehler gemacht, hingegen wird mit Aufhorchen belohnt. Ein Fehler, das geht uns alle an, darin steckt eine Geschichte, daraus läßt sich etwas lernen. Die großen Vergehen sind in diesem Zusammenhang sogar weniger interessant: es steckt oftmals etwas Schicksalhafteres in ihnen, sie sind zu sehr mit den tieferen Schichten unseres Selbst verknüpft, als daß sich daraus veritable Scham extrahieren ließe: dieses erstaunliche geistige Phänomen, das fähig ist, eine Sache dem Gedächtnis auf immer einzuprägen. Adorno sagt an irgendeiner Stelle (vermutlich in den *Minima Moralia*), daß es oftmals Verstöße gegen den Comment, die gute Sitte, die ungeschriebenen, verbindlichen Verhaltensregeln sind, die uns die stärksten Gefühle peinlicher Beschämung verursachen, und daß die Jahre von diesem Gefühl kaum etwas wegnehmen: der Verstand reibt sich immer wieder wund daran. Das kleine Geschehnis, von dem ich zu berichten habe, scheint diese These zu bestätigen. Ich ging einmal, vor langen, langen Jahren, mit meiner Mutter im Wald spazieren, in jener dörflichen Gegend, in der ich einen Teil meiner Jugend verbracht habe. Wir waren bereits auf dem Heimweg, als wir an einem Haus vorbeikamen, in dem seit kurzem eine Familie wohnte, deren eines Mitglied, eine ältere Schwester, mit meiner eigenen älteren Schwester befreundet war, und die auch ich kannte, weil wir beide einstmals in derselben Ballettgruppe getanzt hatten. Wir waren ein wenig neugierig auf das Haus und so klingelten wir aufs Geratewohl, um guten Tag zu sagen. Mutter und Tochter öffneten uns die Tür, nahmen uns freundlich auf, luden uns, der guten Sitte halber, auf einen kleinen Plausch in ihr Wohnzimmer, das hell und großzügig eingerichtet war, und das wir mit gebührender Höflichkeit bewunderten. Als wir uns aber schließlich verabschieden wollten und uns zurück zur Haustür bewegten, mußte ich zu meiner Bestürzung feststellen, daß wir – es war feuchtes Wetter gewesen – die Schuhe entweder nicht oder zu wenig abgeputzt und auf dem beigen Teppichboden unserer Gastgeber schmutzige Fußabdrücke hinterlassen hatten. Weh! Die Erinnerung an diese freundliche Begegnung ist seitdem wie vergiftet von diesen dummen und unnötigen Dreckspuren (norddeutscher Waldboden), die zu vermeiden so leicht gewesen wäre, und vom Bild der Tochter, die – vielleicht auch nicht das feinste Benehmen – noch unter unseren Augen das Putzzeug hervorholte. Wie man in einem Zimmer mit ein paar Handgriffen einige die Ordnung und Harmonie störenden Elemente beseitigt, so wünschte man sich auch mit seiner

Vergangenheit verfahren und wenigstens den einen oder anderen filzigen Flecken (der weiter keine Konsequenzen als die die einer fortwirkenden Peinlichkeit hatte) im Nachhinein beseitigen zu dürfen: was in meinem Fall die – gnädigerweise erneuerte – Gelegenheit bedeutete, in jenem entscheidenden Moment des Eintretens mehr Geistesgegenwart besessen und mir nach alter muslimischer Sitte die Schuhe ausgezogen zu haben. Aber wenn einem die Mäntel nicht abgenommen werden – darf man sich da die Schuhe ausziehen? – Dies ist der eine Aspekt dieser Angelegenheit, es gibt noch einen anderen, verborgeneren, der mich gelegentlich ins Grübeln gebracht hat, ob nicht wir, meine Mutter und ich, ohne es im mindesten zu wollen oder daran zu denken, gleichsam die ahnungslosen Abgesandten einer sublimen himmlischen Vergeltungstaktik gewesen sind. Es gab einen jüngeren Bruder in dieser Familie, der mir einst, als wir beide dieselbe vierte Klasse der Grundschule besuchten, das Zur-Schule-Gehen noch unangenehmer machte, als es ohnedies schon war, denn meine Eltern waren von der Stadt auf das Land gezogen, und ich war schüchtern und einsam in jenen ersten Jahren, konnte mich so rasch an diese Dorfschuljugend nicht gewöhnen, vor allem an die Jungen nicht, die ich in der Mehrzahl grob und frech fand, oder grob und fade (womit sie sich von den Jungen in der Stadt nicht sonderlich unterschieden, will ich der Gerechtigkeit halber hinzufügen). Dieser jüngere Bruder nun war der raufboldhafte Anführer der Jungstruppe, er hänselte mich, stellte mich öffentlich bloß und gab mir einen höhnischen Schimpfnamen. Es war damals keineswegs üblich, es hätte vermutlich als Petzerei gegolten, sich wegen derartiger Lappalien bei der Lehrerin oder den Eltern zu beklagen: ein Kind, dem solches widerfuhr, schluckte es still in sich hinein und ertrug es, wie es andere Dinge ertrug, die ihm Kummer oder Schmerz bereiteten und gegen die es sich nicht zu helfen wußte – von häuslichem Zwist bis zu schweren Schulranzen oder Aufgaben, deren Sinn ihm undurchsichtig war und von denen es nicht wußte, wie es sie lösen sollte. Ich nehme an, daß dies auch heute noch auf die Mehrzahl der Kinder (im globalen Maßstab gesehen) zutrifft. Es wäre sicherlich vorteilhafter gewesen, im Hinblick auf mein Selbstbewußtsein wenigstens, den Übeltäter zu verprügeln und mir auf diese Weise Respekt zu verschaffen. Aber es galt damals – zu Anfang der Siebziger – noch als unfein für Mädchen, sich zu prügeln, und ich muß auch zugeben, daß es meinen Mut bei weitem überfordert hätte, gegen einen erprobten Raufbold anzutreten ... Und die Wahrheit ist, daß ich das Prügeln nicht sonderlich schätze, heute nicht und damals nicht. Zum Zeitpunkt des hier Berichteten, dem Zeitpunkt des Waldspaziergangs also, war dies sicherlich schon zwölf oder dreizehn Jahre her, ich hegte keine Rachsucht gegen diesen Jungen, allerdings hatte ich die unangenehme Erfahrung auch nicht vergessen und war keineswegs erpicht darauf, ihm jetzt etwa wiederzubegegnen – nicht einmal aus Neugier, nicht einmal, um herauszufinden, in welche Art von angeberischen, forschen, dreisten oder vorbildlich vernünftigen jungen Mann er sich in der Zwischenzeit verwandelt haben mochte. Es ist also durchaus denkbar, daß eine innere Nervosität, die durch die Erinnerung an jene von ihm verursachten Kindheitsqualen hervorgerufen wurde, bei diesem Verstoß gegen das tadellose Benehmen mitgewirkt und mich daran gehindert hatte, meine Schuhe etwas eingehender zu prüfen, ehe ich das Haus betrat. Philosophisch gesprochen schloß sich hier gleichsam ein Kreis und eine vor dreizehn Jahren

begangene Bosheit zeigte diese seltsamen Nachwirkungen. Aber an dieser Stelle protestiert der Leser und gibt zu bedenken, daß ja Mutter und Schwester an alldem überhaupt keine Schuld hatten? Nun, da bin ich nicht so sicher. Dem alttestamentarischen Gott sind solche Feinheiten egal, aber ich muß auch die Validität des Argumentes selbst bezweifeln. Wessen, wenn nicht die Aufgabe einer Mutter sollte es sein, ihrem Sohn beizeiten beizubringen, daß es häßlich und unwürdig ist, andere zu quälen und sich selbst auf diese Weise ein Gefühl des Befriedigung und des eigenen Wertes zu verschaffen? Idealerweise sollte er danach überhaupt kein Verlangen tragen; wenn ein Kind die Versuchung empfindet, ist das bereits ein bedenkliches Zeichen. Ich habe später noch andere Formen des Quälens gesehen, die anderen Kindern widerfuhren, und immer schien mir die Wurzel dieser Übel in den Elternhäusern der Täter zu liegen: so respektabel, freundlich und intakt sich diese Familien auch nach außen hin geben mochten, es gab da versteckte Bosheiten, Ressentiments, Neid und Minderwertigkeitsgefühle: man konnte sie spüren, wenn man ein wenig hellhörig war. Wahrscheinlich ist dies der Grund, warum ich mich als Kind in keiner Familie, keinem Elternhaus jemals wirklich wohlgeföhlt habe – außer in den nicht-intakten, also denen, wo ein Elternteil (gewöhnlich der Vater) fehlte. – Und die Erkenntnis aus alldem im Hinblick auf den vorliegenden Fall? Daß es nützlich sein könnte, solche Wahrheiten ins Auge zu fassen und also daran zu denken, o ihr Besitzer vornehmer weißer und beigefarbener Teppichböden, ehe ihr irgendwelche scheinbar harmlosen Waldläufer, die eines Nachmittags unangemeldet an eurer Tür klingeln, auf einen kleinen Plausch in eure funkelnelneuen Wohnzimmer ladet: ob sie nicht irgendeine wenn auch noch so unwichtige, wenn auch noch so lang zurückliegende Rechnung mit euch zu begleichen haben ...